

Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (Hg.) (2012):
Judith Butler: Pädagogische Lektüren.
Wiesbaden: Springer VS

Im Band „Judith Butler: Pädagogische Lektüren“ versammeln die Herausgeber_innen Texte, die einen erziehungswissenschaftlichen Blick auf Judith Butlers Arbeiten richten. Ausgangspunkt der Publikation ist Judith Butlers Begriff der Subjektivation, der für Vorstellungen von Sozialisation, Erziehung und Bildung produktiv aufgegriffen werden soll. Einige der Autor_innen benutzen diesen Begriff, andere den der Subjektivierung oder der Subjektkonstitution. Diese Uneinheitlichkeit zu kommentieren, wäre ebenso spannend wie herauszuarbeiten, was das Pädagogische dieser Lektüren ausmacht, das sich durchweg unterschiedlich darstellt.

Den ersten Text mit dem Titel „Gender and Education“, der um die Bedeutung von Sprache(n) und Übersetzungen für Subjektivationsprozesse kreist, liefert Judith Butler selbst. Er macht eben jenen Zusammenhang von Erziehung und Subjektivation stark: „(...) education is actually a process that begins with the very formation of the ‚I‘.“ (S. 19) Im Anschluss legt Kerstin Jergus eine übersichtliche Spur durch die bisherige erziehungswissenschaftliche Bezugnahme auf Butler, die sich ausgehend von der Frauen- und Geschlechterforschung in der Folge der Foucaultrezeption und im Anschluss an ihre jüngeren Texte hin zu einer allgemein erziehungswissenschaftlichen, kultur-, macht- und sprachtheoretischen Rezeption verschoben habe.

Im Teil 1 *Einsichten* werden Grundbegriffe vorgestellt und diskutiert: Die Texte bieten eine umfassende Kontextualisierung Butlerscher Argumentation zu Subjektivierung, Interpellation, Diskurs, Performativität, Handlungsfähigkeit, Widerstand, Iteration und Melancholie. Die Beiträge von Nadine Rose und Hans-Christoph Koller, Nicole Balzer und Katharina Ludewig sowie der sprachlich und argumentativ ansprechende Text von Markus Rieger-Ladich arbeiten oft nahe am Ausgangsmaterial und bieten insgesamt einen anregenden Überblick über zentrale Thesen in Butlers Werk.

Zwei Beiträge, die ich herausgreifen möchte, beziehen dabei Butlers Thesen weniger vorsichtig und durchaus programmatisch auf erziehungswissenschaftliche Fragestellungen:

Melanie Plößer und Paul Mecheril bearbeiten Butlers Theoretisierung von Identität und Differenz sowie die affektiven Verhaftungen von Subjekten an (sprachliche) Normen, die Identität und Kohärenz ermöglichen und erzwingen. In ihrem pädagogischen Fazit knüpfen sie durchaus kritisch an But-

lers Ambivalenz von Befreiung und Unterwerfung an. Pädagogik geht es demnach um Spannungsverhältnisse: Zwischen notwendiger Erfahrung von Einheit und unentbehrlicher Erfahrung von Diskontinuität, unvermeidlich aufzugebender Souveränität und der Unmöglichkeit, unsouverän zu werden; zwischen der „Unmöglichkeit, für mich und mein Tun einzustehen und der Unmöglichkeit, nicht dafür einzustehen“ (S. 146), zwischen der Infragestellung des intentionalen Subjekts und der pädagogischen Unumgänglichkeit, zwischen absichtlichen und unabsichtlichen Handlungen zu unterscheiden.

Der explizit gendertheoretische Beitrag von Jutta Hartmann stellt die Annahme Butlers in den Mittelpunkt, um die ihre Arbeiten kreisen: dass eine bestimmte Bedeutung des Zusammenhangs von Sex, Gender und Begehren einen wesentlichen Rahmen von Subjektivierung darstellt. Wenn Pädagogik vergeschlechtlichte Subjektivierung gestaltet, dann muss sie sich selbstkritisch darauf hin befragen, wie sie die heterosexuelle Matrix reproduziert und/oder verschiebt. Dabei ist auf den Ausschluss des Möglichen zu achten, etwa auf die Unsichtbarmachung von transgeschlechtlichen oder intersexuellen Menschen oder das Ignorieren Verwandtschaftsnormen überschreitender Lebensweisen. Bildung kann dabei Möglichkeiten für „Improvisation im Rahmen des Zwanges“ (S. 149) eröffnen.

Teil 2 präsentiert unter dem Titel *Ansichten* empirische Anknüpfungen. Bettina Fritzsche untersucht anhand ausgewählter Studien, inwiefern Judith Butlers Arbeiten als *sensitizing concepts* für qualitative erziehungswissenschaftliche Forschung zur Subjektconstitution von Kindern und Jugendlichen fruchtbar gemacht werden: Aufwachsen mit Geschlechternormen, Performativität von (Geschlechts-)Identität, subjektivierende Adressierung in pädagogischen Feldern. Bisher noch wenig aufgegriffen wurden Butlers Anerkennungskonzept, ihre Arbeiten zu Verwandtschaft, die Untersuchung unterschiedlicher ineinander greifender Machtbeziehungen sowie die Situation von ‚Grenzgänger_innen‘. Die weiteren Texte präsentieren Materialanalysen: Figuren der Autorisierung anhand der schriftlichen Selbstdarstellung eines Kindergartens (Kerstin Jergus, Ira Schumann, Christiane Thompson), Selbstständigkeit als Norm der Anerkennbarkeit in einer Szene offenen Grundschulunterrichts (Sabine Reh, Kerstin Rabenstein) und Subjektpositionen in unterrichtlichen Praktiken im Spielfilm ‚Die Klasse‘ (Nicole Balzer, Dominic Berger). Aufgezeigt werden dabei Notwendigkeiten und Potenziale, Butlers Begriffe für den empirischen Einsatz theoretisch weiterzuentwickeln, z.B. praxeologisch. Aufgreifen lässt sich auch die am Rande anklingende Herausforderung, nicht nur Theorie für empirische Analysen, sondern zugleich auch empirisches Material für Theoriebildungsprozesse verstärkt zu nutzen.

Unter dem Titel *Aussichten* sind in Teil 3 Beiträge aus verschiedenen disziplinären Feldern versammelt; das Spektrum reicht von Sozialphilosophie (Burkhard Liebsch) über die Arbeit an pädagogischen Begriffen (Norbert Ricken, Alfred Schäfer) bis zu Sonder- und Heilpädagogik (Hans Uwe Rösner) und politischer Bildung (Carsten Bünger/Felix Trautmann). Jessica Benjamin reagiert in einem Beitrag auf Butlers Kommentare zu ihrer Psychoanalyse-Rezeption.

Durch die Einbeziehung von Judith Butler und Jessica Benjamin wird der angloamerikanische Diskurs in einer deutschsprachigen Publikation zugänglich gemacht und die relative Abgeschlossenheit deutschsprachiger (nicht nur) bildungsphilosophischer Diskurse durchbrochen. Ein nächster Schritt wäre, die angloamerikanischen pädagogischen Rezeptionen Judith Butlers ebenso aufzunehmen.

Der Band ist höchst inspirierend, insofern er grundlegende Anschlussmöglichkeiten für Bildungsphilosophie und empirisches Arbeiten ausweist und aufzeigt, wie lohnend die Beschäftigung mit Judith Butler für die Erziehungswissenschaft sein kann. Er macht aber auch die Ambivalenz der derzeitigen allgemeinen Rezeptionswelle deutlich: Während einige Autor_innen die zentralen gendertheoretischen und politischen Aspekte von Judith Butlers Werk als Implikation all ihrer Konzepte mit aufnehmen, gehen diese in anderen Texten inhaltlich, aber auch performativ – manche kommen ohne jeden genderreflektierenden Sprachgebrauch aus – verloren.

Rosemarie Ortner

Oertzen, Christine von (2012): Strategie Verständigung. Zur transnationalen Vernetzung von Akademikerinnen 1917-1955. Göttingen: Wallstein

Bereits der Bildausschnitt auf dem Einband beeindruckt: Er zeigt eine große Gruppe von Frauen, viele im Stil der 1920er Jahre, wenige im Ornat der Fakultäten gekleidet, dazwischen vereinzelt oder im Hintergrund stehend einige Männer. Gezeigt wird die offizielle Aufnahme der Teilnehmenden an der zweiten Tagung der International Federation of University Women (IFUW)

1922 in Paris. Diese IFUW, ein transnationaler Zusammenschluss von Wissenschaftlerinnen, ist Gegenstand der jetzt in überarbeiteter Fassung erschienenen Habilitationsschrift der Berliner Historikerin Christine von Oertzen. Sie will mit ihrer Monographie „am Beispiel Deutschlands [rekonstruieren], inwiefern es den amerikanischen und britischen Initiatorinnen des Netzwerkes gelang, ihre doppelte Mission nicht nur über die Gräben des vergangenen Krieges hinweg, sondern auch unter den dramatischen wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen der folgenden Jahrzehnte umzusetzen.“ (S. 8) Diese „doppelte Mission“ zielte einerseits auf die Völkerverständigung über internationale Organisationen, andererseits auf den Zugang von Frauen zu allen akademischen Einrichtungen und auf ihre Anerkennung im universitären Feld. Um diese zweifache Zielsetzung nachzuzeichnen, geht die Verfasserin auf dem Zeitstrahl der Zeitgeschichte von den frühen 1920er Jahren über den Nationalsozialismus, Flucht und Vertreibung bis hin zur Remigration und (Wieder-)Aufbau in die 1950er Jahre. Mit dieser umfassenden Untersuchung soll eine Forschungslücke hinsichtlich der Verbandsgeschichte einer internationalen Akademikerinnenorganisation geschlossen werden, die verbunden wird mit der Rekonstruktion ihres deutschen Zweiges, dem Deutschen Akademikerinnenbundes (DAB). Hierbei werden – so die erklärte Absicht der Autorin – mehrere historische Forschungsstränge zusammengeführt, nämlich Wissenschaftsgeschichte, Geschlechtergeschichte, Geschichte der Frauenbewegungen sowie die der internationalen Beziehungen.

Die Rekonstruktion der internationalen Organisation einschließlich ihres deutschen Teils basiert auf den Beständen der Verbandsarchive der US-amerikanischen und der britischen Akademikerinnenorganisation in Washington und London sowie auf den Überlieferungen des DAB im Bundesarchiv Koblenz. Weitere Quellensammlungen und Nachlässe in staatlichen, universitären und privaten Archiven ergänzen den Materialkorpus.

Ihre Darstellung gliedert Christine von Oertzen neben Einleitung und Fazit in sieben Kapitel, die in chronologischer Abfolge den Zeitraum von 1919 bis 1955 umfassen. Das zweite Kapitel befasst sich mit der Gründungsgeschichte, fragt nach den Motiven und Hintergründen, die schließlich zur Institutionalisierung des Akademikerinnennetzwerkes dies- und jenseits des Atlantiks führten. Die IFUW war 1919 in London gegründet worden. Seine Gründerinnen betrieben die „Formierung einer multinationalen weiblichen Bildungselite [...], um weltpolitischen Einfluss zu nehmen.“ (S. 7). 1926 trat dann der im gleichen Jahr gegründete DAB der internationalen Organisation bei. Der weltweite Zusammenschluss umfasste 1930 24 000 Akademikerinnen in 30 Ländern. Weil „für Amerikanerinnen [...] das Studium in Deutschland, Österreich (und der Schweiz) deswegen so attraktiv [war], weil es sich mit dem in den USA hoch angesehenen Dr. phil. abschließen ließ“ (S. 38),

galt es für amerikanische Wissenschaftlerinnen und Hochschulpolitikerinnen die „akademische Mobilmachung“ (S. 25) dahin gehend zu betreiben, dass ein Abschluss an den traditionellen englischen Universitäten Cambridge und Oxford möglich wurde. Betrieben wurde die Gründung des IFUW im Wesentlichen von der ersten Akademikerinnengeneration, die teilweise noch an ausländischen Universitäten studieren mussten, um ihr Bildungsstreben erfolgreich zertifiziert zu bekommen. Damit waren nicht nur über fundierte Fremdsprachenkenntnisse sondern vielmehr auch aufgrund der Studienerfahrungen in verschiedenen Universitätssystemen und über jahrelange persönliche Freundschaften die Voraussetzungen geschaffen für eine transatlantische Zusammenarbeit.

Der Herausbildung von Knotenpunkten im Netzwerk IFUW widmet sich das dritte Kapitel. Dazu zählten die schon Anfang der 1920er Jahre über Spenden finanzierten Gästehäuser in Washington, Paris und London, welche mit ihren Angeboten an Wohn-, Speise- und Versammlungsräumen zu nationalen Treffpunkten, zu internationalen Begegnungsstätten und in den 1930er Jahren dann zu Fluchtpunkten für Wissenschaftlerinnen wurden. Mit einem 1923 aufgelegten und von den Mitgliedern mitfinanzierten Stipendienprogramm trug die Organisation zu einer transatlantischen Wissenschaftsförderung und „zur Ausbildung einer weltbürgerlichen weiblichen Elite“ (S. 107) bei.

Deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler waren nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg isoliert bzw. hatten sich selbst isoliert. Wurden in anderen Staaten Europas die Gründung nationaler Wissenschaftlerinnenvereinigungen und deren Beitritt in die Dachorganisation von Mitgliedern des IFUW angeregt, so verlief der Prozess in Deutschland vorrangig über internationale Beziehungen, die die Frauenbewegung schon im Kaiserreich aufgebaut hatten. 1926 kam es schließlich zur Gründung des DAB und zu seinem Beitritt in die IFUW. Im Rahmen des vierten Kapitels wird für Deutschland ein schwieriges Generationenverhältnis von Protagonistinnen der Frauenbewegung und Studentinnen bzw. Akademikerinnen herausgearbeitet. Begründet wird dies mit fehlenden Orten weiblicher Bildung wie sie in den USA und England mit *women colleges* vorhanden waren. Aufgegangen war in dem neu gegründeten DAB eine Vereinigung von Hochschullehrerinnen, in der sich fast alle habilitierten Frauen Deutschlands zusammenschlossen hatten. Mit dieser personellen Basis und mit weiteren Projekten wie z.B. die 1934 dann erschienenen Bibliographie zur Frauenfrage profilierte sich der DAB nicht wie seine Schwesternorganisationen in USA und England als Zusammenschluss von Hochschulabsolventinnen, sondern als einer von berufstätigen Akademikerinnen. Diese nahmen sich in der Folgezeit über die Einrichtung von Studentinnen(-tages-) und -wohnheimen den Belan-

gen der Nachwuchsgeneration an. Bei der Gründung dieser Einrichtungen hatten sicherlich die Gasthäuser des IFUW Pate gestanden. Trotz der Studentinnenfürsorge, die von ehemaligen Studentinnen in der Erinnerung als positive Unterstützungsleistung gerne angenommen worden waren, kam es in der öffentlichen Debatte aber nicht dazu, dass der Generationenkonflikt zwischen Studentinnen und vor allem der der Frauenbewegung nahestehenden Wissenschaftlerinnen entschärft wurde.

Gerade im fünften Kapitel, in dem es um die Gleichschaltung des DAB und die Vernetzung von Wissenschaftlerinnen im Nationalsozialismus sowie um das Verhältnis zum IFUW geht, zeigt sich, wie ertragreich die internationale Perspektive in Hinblick auf die Rekonstruktion dieses Abschnitts der Verbandsgeschichte ist. Detailreich werden hier die Veränderungen im Übergang des DAB zu einer ihre jüdischen Mitglieder ausschließenden und sich an den Zielen der NS-Frauenfront orientierenden Neuformierung herausgearbeitet. Der neuen Politik folgte nur ein kleiner Teil der Mitglieder. Über 7/8 der Mitglieder wurden ausgeschlossen oder traten aus. Befremden löste diese Entwicklung bei der IFUW aus. Dem drohenden Ausschluss kam man durch Austritt zuvor. 1936 folgte dann die Auflösung des DAB durch das Deutsche Frauenwerk. Im Wesentlichen gestützt auf gedruckte Quellen werden die Bemühungen nachgezeichnet, Netzwerke von Akademikerinnen auch innerhalb der NS-Organisationen zu etablieren. Dass Akademikerinnen durch die Gesetze zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und zur Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen sowie durch die NS-Frauenideologie in ihrer Berufstätigkeit eingeschränkt wurden, haben Untersuchungen in den letzten Jahrzehnten belegt. Dies bestätigt Christine von Oertzen mit biographischen Fallbeispielen. An ausgewählten Lebensdarstellungen zeigt sie die Gewinnerinnen im NS-Regime, deren „weibliche akademische Professionalisierungspolitik“ darauf abzielte, „die besondere Eignung von Frauen zur Betätigung als Frauenärztinnen, Frauenrechtswahrerinnen und nicht zuletzt als Wissenschaftlerinnen in einer nach Geschlechter getrennten Volksgemeinschaft geltend zu machen.“ (S. 244)

Die IFUW hatte nicht nur die politischen Vorgänge in Deutschland und speziell im DAB dokumentiert, sondern war vielmehr selbst in diesen Jahren eine erfolgreiche Fluchthilfeorganisation für jüdische und politisch verfolgte Wissenschaftlerinnen. Dies thematisiert das sechste Kapitel. Hier wird weiterhin rekonstruiert, wie das über Jahre gewachsene und von persönlichen Freundschaften geprägte Netzwerk IFUW jüdischen Wissenschaftlerinnen die Flucht aus Deutschland ermöglichte. Darüber hinaus wird auch skizziert, wie deutsche Wissenschaftlerinnen mit Unterstützung der IFUW im Ausland beruflich wieder Fuß fassen konnten. Hiermit kritisiert Christine von Oertzen eine bisher in der Exilforschung vertretene Auffassung von mehrheitlich be-

rufflichen Scheitern der Emigrantinnen. Kenntnisreich, sehr detailliert und z.T. auf privaten Korrespondenzen fußend werden die Unterstützungsmaßnahmen vor allem in England und in den USA geschildert. Der IFUW reagierte engagiert mit Flucht- und Flüchtlingshilfe auf die politische Situation in Deutschland, zugleich agitierte er gerade aufgrund dieser Erfahrungen bei der amerikanischen Regierung für eine militärische Intervention im Zweiten Weltkrieg.

Im siebten Kapitel schließlich analysiert die Autorin die Lebenswege von mehreren hundert Wissenschaftlerinnen hinsichtlich ihrer Entscheidung und Begründung für die Flucht aus Deutschland. Hierbei setzt sie sich erneut mit Thesen der Exilforschung auseinander, die generationen- und geschlechtsspezifische Gründe für den Weg in das Ausland konstatierten. Sie stellt heraus, dass es mehrheitlich die Gruppe der über 40-jährigen Akademikerinnen gewesen war, bei der die Flucht nicht gelang bzw. die sich bewusst gegen eine Auswanderung entschieden haben. Diejenigen, die das nationalsozialistische Deutschland verlassen hatten, konnten sich mit Unterstützung des IFUW, wenn manchmal auch erst nach einer sozial deklassierenden Übergangsphase beruflich wieder etablieren. Diese „Erfolge“ im angespannten Umfeld führt die Verfasserin auch auf „eine sehr entschiedene und krisenerprobte Berufsidentität“ (S. 332) zurück.

Wie für viele gesellschaftliche und kulturelle Gruppierungen in Deutschland wird auch für die Akademikerinnenorganisation die Frage nach Kontinuität oder Neuanfang gestellt. Die Arbeit unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs war Soziale Arbeit: Versorgung mit Kleidung und Nahrungsmittel, Unterstützung psychisch und physisch Erkrankter. Für den Wiederaufbau einer Akademikerinnenorganisation in Deutschland und die Aktivierung des internationalen Netzwerks entscheidend waren erneut persönliche Begegnungen in den Knotenpunkten des Netzwerkes. Bald danach reaktivierte sich wieder das Stipendienprogramm, um Frauen aus den von Deutschland besetzten Ländern den Abschluss ihres Studiums in den USA und deutschen Wissenschaftlerinnen mit einem Aufenthalt im Ausland den Anschluss an die internationale Entwicklung in ihren Forschungsfeldern zu ermöglichen. Mit „nationale versus transnationale Erinnerung“ ist das letzte Teilkapitel überschrieben. Hier wird materialreich die Wiedergründung des DAB geschildert. Bezug genommen wird dabei auch auf die einzelnen Ortsgruppen und auf die dort handelnden Personen. Verwoben mit der Wiedergründung ist eine Umdeutung der eigenen Geschichte. Aus der Gleichschaltung des Verbandes 1933 wird die Legende „Selbstauflösung“ tradiert. Ein Geschichtsbild, welches erst 1968, als der IFUW erstmals Deutschland als seinen Tagungsort gewählt hatte, von außen angezweifelt wurde und eine schleppende Revision der DAB-Geschichte anstieß.

Ein „transnationales geschlechtsspezifisches akademisches Netzwerk“ (S. 11) breitet sich auf knapp 400 Seiten aus. Beigefügt ist dem monographischen Teil noch ein 80-seitiger biographischer Anhang mit den wichtigsten Lebensdaten aller im Buch genannten Personen, der in aktualisierter Form digital auf der Homepage des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte zur Verfügung steht. Beeindruckend ist, wie es Christine von Oertzen gelingt, eine detailreiche „Vereinsgeschichte“ zu schreiben, die – auf den DAB bezogen – ihre Differenziertheit gerade durch den Blick von außen gewinnt. Gelungen ist die Einbettung des IFUW und seiner Protagonistinnen in die internationale Geschichte der Völkerverständigung und des „Kalten Krieges“. Gelungen ist auch die Einbettung des DAB in das Übersehen und Vergessen der frühen Bundesrepublik. Schwierig ist es aber selbst für eine mit dem Gegenstand vertraute Leserin, die einzelnen verwobenen Ebenen des Biographischen, des Beruflichen, des Vereinslebens und der Vereinspolitik zu differenzieren und dabei nicht den roten Faden zu verlieren.

Edith Glaser